

3.5 Die Bedeutung von Fremdsprachen – Umberto Eco: Was es bedeutet, zwei Sprachen zu sprechen

„Mit jeder
neu erlernten Sprache
erwirbt man
eine neue Seele.“

(Slowakisches Sprichwort)

Von Umberto Eco (1989) existiert die Veröffentlichung einer Ansprache, die er vor vielen Jahren bei einer Abiturfeier in Mailand gehalten hat, in der er die Thematik des Buches „Sprache und Lebensform“ um die Frage erweitert, was sich denn nun aus dieser Sichtweise ergebe für den Stellenwert und die Bedeutung der Beherrschung einer oder mehrerer Fremdsprachen. Auch Umberto Eco betont den Zusammenhang zwischen einer Sprache und ihrer Lebensform (darüber hinaus ist für ihn auch das „Menschsein“ an Sprache und Gedanke gebunden). Er sagt unter anderem Folgendes:

„Wenn das Sprechen einer Sprache bedeutet, dass man die Welt in einer bestimmten Weise sieht, so bedeutet zwei Sprachen sprechen, den Zauber durchbrochen zu haben, ... es bedeutet, nicht mehr an die magische und tiefgreifende Identität zwischen den Wörtern und den Dingen zu glauben, nicht mehr zu glauben, dass ‚nomina sunt numina‘ (Wörter sind Gottheiten), sondern zu wissen, dass es verschiedene Weltbilder, verschiedene Zivilisationen, verschiedene Kulturen gibt, so wie wir unterschiedliche sprachliche Strukturen kennen.

Zwei Sprachen sprechen und in zwei Sprachen denken bedeutet Bereitschaft, in mehreren Arten zu denken, und daher ist die Zweisprachigkeit der Ausgangspunkt für eine nicht auf einen ‚Ethnozentrismus‘ ausgerichtete Erziehung. Zweisprachigkeit ist antikolonial par excellence“ (ebd., S. 83).

Es gibt also so viele Lebensformen, wie es Sprachen gibt, und meine Muttersprache und meine Kultur sind nicht „die Wirklichkeit schlechthin“, sondern nur eine von (derzeit etwa 6.000) Möglichkeiten. Da es darüber hinaus keine Möglichkeit einer Bewertung von besser oder schlechter geben kann, relativiert sich jeder Dominanzanspruch und jedes selbsternannte „Auserwähltsein“, wie wir es aus der Zeit des Nationalsozialismus erinnern oder in „Amerika first“ wiederfinden.

Fremdsprachenkompetenz – und hier spricht Umberto Eco ausdrücklich auch vom „in einer anderen Sprache denken“ – (vielleicht ist die letztmögliche Steigerungsform das Träumen in einer anderen Sprache), ist also auch das Tor zum Kosmopolitismus, zum Weltbürgertum,

wie sind alle gleich, auch wenn wir verschiedene Sprachen sprechen, und die Kulturen, in denen wir leben sind sehr unterschiedlich, aber besser oder schlechter scheinen sie immer nur aus der eigenen, gegenwärtigen Perspektive.

Auch hierzu ein Beispiel:

Ich hatte an anderer Stelle bereits Georg Christoph Lichtenbergs Meinung zitiert, dass wörtliche Übersetzungen wenig sinnvoll seien, weil sie eine Aussage zwar in eine andere Sprache, aber nicht in die dazugehörige Lebensform übertrügen.

In dem Buch „Goethe ist gut“ von Dagmar Mattan-Gohdes (1982, 2006) findet sich das bekannte Goethe-Gedicht „Ein Gleiches“:

Über allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

Dazu schreibt die Autorin: „1902 war ‚Ein Gleiches‘ ins Japanische übersetzt worden, 1911 wurde es aus dieser Sprache ins Französische übertragen und aus dem Französischen kurz darauf ins Deutsche, wo es als ‚Japanisches Nachtlied‘ in einer Literaturzeitschrift abgedruckt wurde“ (2006, 66). Jetzt lautet es so:

Stille ist im Pavillon aus Jade
Krähen fliegen stumm
Zu beschneiten Kirschbäumen im Mondlicht
Ich sitze
Und weine.

3.6 Sprache und Lebensform – die Bedeutung der Sprache für das Denken und die menschliche Entwicklung oder Bildung als Lebensqualität

„Wir reden nicht nur so,
wie wir sind,
wir werden auch so,
wie wir reden.“

(Jesper Juul, 2004, S. 157)

Das GEO-Heft vom September 2016 trägt den Titel „Sprich mit mir“, und der dazugehörige Leitartikel bestätigt uns das, was wir implizit schon immer wussten: Spracherwerb und Sprachkompetenz sind äußerst wichtig, man kann damit nicht zu früh anfangen. „Die ersten 50 Millionen Wörter sind die wichtigsten im Leben, weil sie über den späteren Erfolg entscheiden“, lautet der Untertitel im Inhaltsverzeichnis des obigen Heftes. Kinder, die in einer Familie aufwachsen, in der sehr viel und durchaus auch elaboriert miteinander gesprochen wird, sind lebenslänglich gegenüber den Menschen im Vorteil, in deren Herkunftsfamilien der Spracherwerb quantitativ wie qualitativ eine eher untergeordnete Rolle spielte. Die Breite des Korridors der Möglichkeiten ist beachtlich, wobei die Art der Nutzung von Sprache in den unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen sehr differiert, und wodurch genau darüber diese Gruppenzugehörigkeiten fest- und fortgeschrieben werden. Dafür gibt es jetzt auch empirische Belege und ihr wichtigstes Ergebnis lautet: „Wohlhabende Eltern mit hohen Schulabschlüssen hatten mit ihren Kindern in den ersten drei Jahren ungefähr 45 Millionen Wörter gesprochen, Eltern, die Sozialhilfe bezogen, nur etwa 13 Millionen. Dieser fortan ‚30 million word gap‘, als Kluft der 30 Millionen Wörter bezeichnete Unterschied bewirkte, dass sie bei IQ-Tests niedrigere Ergebnisse erzielten und in der Schule schlechtere Noten schrieben“ (S. 33f.). Bei allem Vorbehalt gegen diese Zuordnung, Verallgemeinerung und sprachliche Diskreditierung, die ich hier spüre – der Wissenschaftstheoretiker Charles Fort sagt ja: „Es kommt nicht darauf an, was ein Instrument misst, sondern wem das Instrument gehört“ (1997, S. 244), und Schulen, Noten und IQ-Tests sind ganz sicher keine Hilfsmittel von Menschen, die von der Sozialhilfe leben müssen – kann ich doch festhalten, dass nicht nur der Erwerb von Fremdsprachen (siehe oben), sondern schon der der Muttersprache in seiner Bedeutung für unser Leben, Erleben und unsere Lebensqualität kaum zu unterschätzen ist.

Damit komme ich zu einer – bereits mehrfach angeklungenen Frage – nämlich der nach dem Zusammenhang unserer sprachlichen Möglichkeiten und der nach der Differenziertheit unseres Denkens.

Ganz sicher ist es wohl, dass wir nicht nur in Sprache denken, wir denken auch in Bildern. Wenn ich Sie bitte, jetzt einmal kurz an ihren letzten Urlaub zurückzudenken, ist es gut möglich, dass statt sprachlicher Formulierungen Bilder in Ihnen auftauchen, das Bistro am Strand, der schneebedeckte Berggipfel, die Fahrt mit der Dampflokomotive..., und dass diese Bilder vielleicht sogar gekoppelt sind an Musik, das Lied dieses Urlaubs, Geräusche, die Brandung, Gerüche, den Basar von Marrakesch, oder den Geschmack des Urlaubsgerichtes.

(Möglicherweise denken Menschen, denen wir eine geistige Behinderung oder Autismus zuschreiben, eher oder durchgängiger in Bildern als in Sprache. Ich habe schon darauf hingewiesen, wie schwierig und unbefriedigend es ist, diese zu versprachlichen. Vielleicht ist das ein Grund, wieso sie sich in der zwischenmenschlichen, an Sprache gebundenen Kommunikation so häufig eher reserviert zeigen.)

Dieses Thema, oder vielleicht sollte ich an dieser Stelle sagen, dieses Problem, über mögliche Zusammenhänge zwischen unserer Art zu denken und unserem Sprachvermögen kann sehr unterschiedlich beschrieben und auch – was sonst – fast beliebig ausdifferenziert werden:

„Wir denken mal sprachlich, mal räumlich, mal bildhaft oder musikalisch, wir denken in Formeln oder Farben, in Vergleichen und Metaphern, wir vernetzen uns denkend in andere hinein, blicken in die Zukunft oder stellen uns eine Welt vor, die es nicht gibt ... Denken ist kein einheitlicher Prozess“ (Ayan, o. J., S. 8) Diese Liste möglicher Unterscheidungen könnte man leicht beliebig weiterführen, wir können auch in die Vergangenheit hineindenken oder den Wirklichkeitsraum verlassen und Möglichkeitsräume betreten, wenn wir unbedingt wollen, können wir auch „positiv denken“, usw. Die Nützlichkeit dieser Unterscheidungen wird sich allerdings wohl nur im konkreten Einzelfall zeigen, allgemein und für mein Anliegen reicht die Einteilung in an Sprache gebundenes und in bildliches Denken.

Ludwig Wittgenstein ging von der Idee aus, dass unser Denkvermögen in erster Linie an unsere Sprache gebunden ist, nur das, was wir auch in interpersonellen Kommunikationskontexten versprachlichen können, können wir auch denken. Wir können keine Denkprozesse erzeugen und keine Unterscheidungen erfinden, die mit Vokabeln arbeiten, oder die grammatikalischen Regeln benutzen, die uns nicht zu Verfügung stehen. „Was wir nicht denken können, das können wir nicht denken; wir können also auch nicht *sagen*, was wir nicht denken können“ (Wittgenstein, in Macho, 1996, S. 148). Wir denken in unserer Muttersprache, sie setzt „die Grenzen unserer Welt“.

(Daraus ergeben sich für mich durchaus spannende Anschlussfragen, etwa die, wie dann das Neue in die Welt kommen kann, oder wie wir mit einer Erfahrung [etwa einem bisher nie gekosteten Geschmack oder Geruch] umgehen, für die wir [noch] keine Bezeichnung haben – ist der erste Schritt immer nur der, das wir sagen können, was etwas *nicht* ist?)

Wenn ich jetzt die Sichtweise Ludwig Wittgensteins als Orientierung benutze, dann ergibt sich daraus doch eine immense, alles umfassende Bedeutung der Sprache. Martin Walser hat in der „Zeit“ einen langen Artikel zu diesem Thema mit „Sprache, sonst nichts“ betitelt. Darin schreibt er etwa: „Genau genommen, stellt die Sprache nichts dar, außer sich selbst“ (1999, S. 44).

Aber selbst wenn wir dieser Zuordnung nur bedingt zustimmen oder skeptisch bleiben, scheint mir die Konsequenz dennoch unabweisbar: Wir haben die Bedeutung der Sprache für uns, für unser Leben, für unsere Beziehungen, unsere Wahrnehmungen, Bewertungen und Erklärungen und für die sich daraus ergebenden Handlungsweisen für unser Handeln massiv unterschätzt. Wir benutzen sie implizit – wie sprechen sozusagen fehlerfreies Deutsch, ohne dass wir sagen könnten, welche Regeln genau wir dabei beachten, aber wir sind uns über die formative Funktion der Sprache meistens nicht im Klaren.

Das wichtigste Werkzeug, mit dem Pädagogen, ob als Lehrerinnen oder in außerschulischen Kontexten, arbeiten, ist ihre Sprache, alles andere, das sie in ihrer Ausbildung lernen, ist an diese gebunden und durch diese begrenzt, aber sie selber wird in ihrer Bedeutung so gut wie nie thematisiert, reflektiert und auf ihre möglichen Auswirkungen hin befragt. Dies wird Thema des folgenden Kapitels sein.